

sind vielen bekannt und durch zahlreiche Webeschulen, besonders durch die städtische verbreitet worden. An den Webern liegt es also nicht, wenn die gemusterten Stoffe in Crefeld keinen Boden gefunden haben; die Schwierigkeiten, welche sich einer Einführung derselben entgegenstellen, sollen an einem anderen Orte von allgemeineren Gesichtspunkten aus behandelt werden.

### III. Die Geschichte der Seidenweber.

Die Lage der Seidenweber war im vorigen Jahrhundert eine gleichmässige und gesicherte. Die wenigen grossen Firmen hatten beträchtliche Kapitalien in ihren eigenen Hülfgewerben stecken und die geschickten Weber waren so selten und unentbehrlich, dass die Unternehmer an einer fortlaufenden Ausnutzung ihrer Kapital- und Arbeitskräfte ungemein interessiert waren; sie fabricirten viel auf Lager und zahlten andauernd Löhne von einer gewissen Höhe; dafür hielten sie sich schadlos am Waarenpreise. Das änderte sich allmählich in unserem Jahrhundert: das Absatzgebiet dehnte sich aus, sowohl die internationale Konkurrenz fremder Länder wie die innere neu etablierter Firmen trat ein und die Waarenpreise begannen zu schwanken und zu sinken; die Fabrikanten, namentlich die jüngerer Firmen, fühlten keinerlei Verpflichtung, ein für sie kostspieliges patriarchalisches Verhältniss anzubahnen, sie hatten auch nicht die Mittel, viel auf Lager arbeiten zu lassen, sondern beschäftigten die Arbeiter, solange sie einen Vortheil dabei fanden, und entliessen sie, wenn die Preise ihnen keinen Nutzen mehr boten; die Anzahl der geschickten Arbeiter war schon sehr gewachsen, die Furcht vor ihrer Verführung und dem Verrath der Fabrikgeheimnisse aufgegeben und alle Motive der Rücksichtnahme auf sie geschwunden, — die Arbeiter sind es, welche nun einen grossen Antheil am Wechsel der Konjunktur in Gestalt von Arbeitslosigkeit und erniedrigtem Lohn zu tragen bekommen. Dann fallen sie in ihrer Noth der Sorge von Gemeinde und Staat anheim.

Nachdem die ersten wenigen guten Jahre des Rückfalls von Crefeld an Preussen, wo noch der Westen und schon der Osten seiner Ausfuhr offen standen, verdrauscht waren, als sowohl Frankreich wie auch Polen und Russland verschlossen wurden und im Rheinland selbst die Binnenzölle hemmend in den Weg traten, als schlechte Ernten die Preise der Lebensmittel furchtbar in die Höhe trieben, als das baare Geld zu mangeln anfang und die heimischen Märkte von ausländischen Waaren überschwemmt wurden, da wimmelte es von Arbeits-



losen und Landstreichern, welche kaum alle im Strassenbau beschäftigt werden konnten<sup>1)</sup>. Es verlor Crefeld seinen sicheren Stapelartikel, die keinem Wechsel der Mode unterliegenden Landestrachten in Russland und Polen in Folge der überschwänglichen Zollerhöhung; die Fabrikation wurde gezwungen, die Richtung auf mehr oder weniger der Mode folgende Zeuge zu nehmen. Dadurch setzte es sich der Konkurrenz von Lyon und Zürich aus; beide Orte arbeiteten unter günstigeren Lohnverhältnissen für die Fabrikanten: ersteres mit einem nach der Konjunktur schwankenden, letzteres mit sehr niedrigem Arbeitslohn. Letzteres griff den Crefelder Stapelartikel, glatte Seidenstoffe, mit aller Energie auf, verwandte so schlechtes Material dazu, wie ein rheinischer Weber sich nicht gefallen liess, und nachdem die wenigen Jahre ansteigender Nachfrage, in denen Crefeld den alten Umfang seiner Industrie aufrecht erhalten und damit die Ueberproduction beschleunigt hatte, vorüber waren, schlugen die Züricher Seidenstoffe die Crefelder so entscheidend auf der Leipziger Messe, dass diese sich vor die Alternative einer Aufgabe der Stofffabrikation oder einer Herabsetzung des Lohnes gestellt glaubten. Der damals allgemeinen Tendenz in der deutschen Industrie folgend, erniedrigten alle vierzehn Firmen bis auf eine den Weblohn für glatte Seidenstoffe um 15 Procent, bei der herrschenden Ungleichheit aber nicht alle Löhne und nicht in gleichem Verhältniss; zugleich wurden die aus sehr verschiedenen und zum Theil aus ganz alten Zeiten stammenden Anwerbelöhne (Handgelder) nach einem gemeinsamen Massstab möglichst geebnet. Daneben beantragten sie bei der Regierung eine Zollerhöhung und suchten sich durch verbesserte Färberei und sorgfältigere Fabrikation konkurrenzfähig zu erhalten<sup>2)</sup>.

Die Arbeiter hatten schon im Oktober durch Plakate Drohungen ausgestossen, dennoch wurden am 3. November 1828 die Löhne nach der neuen Taxe ausgezahlt. Da brach der Unwille unter den Seidenstoffwebern hervor; in der Nacht zogen sie mit Geschrei durch die Gassen und warfen missliebigen Fabrikanten die Fenster ein. Am nächsten Vormittag ein neuer Auflauf; gegen Mittag zog der Haufe zum Thor hinaus, um Nachts die Stadt wieder heimzusuchen. Da traf eine Schwadron Husaren ein. Das waren die Thaten des „Wippchen's Corps“, dessen Erinnerung noch bis heute im Volke fortlebt und dessen Spottruf sich als Karnevalslied erhält:

He finale, popp, popp, popp,  
Eene löpt de Berg herop,  
Kleivott, Look en de Box,  
Jethe looks Lohn!

<sup>1)</sup> C. W. Grote: Hist.-geogr.-stat.-literär. Jahrbuch für Westfalen und Niederrhein 1818, II, S. 180.

<sup>2)</sup> Rathhaus zu Crefeld, Acta 73, Heft 6, Bericht v. 4. u. 11. Nov. 1828, — auch 3. Heft 6 u. 11.



Den Kaufleuten fuhr ein panischer Schrecken durch alle Glieder; von der Leyen deponirte eine Lohnliste auf dem Rathhause, welche in streitigen Fällen gelten sollte, sie kam aber nie zur Anwendung. Seine Kollegen suchten sich nachträglich am 1. December Muth zu machen durch Errichtung einer Sicherheitswache, welcher alle Männer von 21—50 Jahren beitreten mussten; sie hatten die Kraft des Volkes fürchten gelernt und wussten 20 Jahre später sich davor zu hüten. Das war das Vorspiel zukünftiger Ereignisse.

Jene Lohnreduktion erwies sich keineswegs als wirksam, einige der grössten Fabrikanten mussten noch ausserdem eine Anzahl von Webstühlen, welche sie nicht beschäftigen konnten, von den Webern einziehen; dazu traten verschlimmernd die Ereignisse des Jahres 1830. In der Folgezeit hob sich aber trotz der Schweizer Konkurrenz die Seidenbranche wieder und fand namentlich in Nordamerika guten Absatz, während auf dem Kontinent die Leipziger Messe der lohnendste Markt blieb.

Mit wechselnder Gunst eilten die Jahre dahin, bis 1846 sämmtliche Umstände sich gegen Crefeld verschworen zu haben schienen. Die Mode war ungünstig, der Absatz in Nordamerika und im Zollverein stockend, die Handelsvermittlung mit dem Orient durch die Einverleibung Krakau's unterbrochen, die Missernte in Europa allgemein; die Fallimente auswärtiger Häuser erschütterten allen Kredit. Von 8000 für Crefeld arbeitenden Webstühlen geriethen 1000 in der Stadt und 2000 auf dem Lande in Stillstand, direkt kamen 4500 Personen, indirekt 12,000 ausser Brot. Das folgende Jahr brachte zwar eine bessere Ernte, sonst zeigte es das gleich trübe Bild. Einige Fabrikanten, die geringen Löhne auf dem Lande benutzend, liessen dort mehr als in der Stadt arbeiten und erhöhten dadurch hier das Elend. Die städtischen Arbeiter begannen auszuwandern; während Crefeld sonst jährlich um 1000—1200 Einwohner zunahm, verminderte es sich in diesem Jahre um 51 Personen, obwohl die Geborenen die Gestorbenen um 400 übertrafen. Auf dem Lande überall das gleiche Bild: eingezogene Stühle, lange Ablieferungstermine und geschmälerter Verdienst; Meister arbeiteten für Gesellenlohn, Fabrikanten mit gewöhnlichen Meisterlöhnen konnten nicht mehr konkurriren. Allenthalben grosse Lagerbestände, Geld- und Kreditmangel, Fallissements! Voll Besorgniss ruft der Magistrat aus: Nur ein Mal Geldmangel für Bezahlung der Löhne zur rechten Zeit, — wer weiss, was dann geschehen kann<sup>1)</sup>!

Kam das Jahr 1848 mit seinen Ereignissen. Mehrere Bestellungen wurden zurückgenommen, die Lagerbestände schwellen an, die Arbeitslosigkeit und das Elend erreichten

<sup>1)</sup> a. a. O. Acta 14. Heft 8. Zeitungsbericht April — Mai 1847. — Jahresberichte der Handelskammer.



den höchsten Grad. Die einfachsten Rücksichten gegenüber den Arbeitern wurden nicht mehr genommen, die Missbräuche der Kaufleute und ihrer Untergebenen traten in ungeschminkter Nacktheit zu Tage, die totale Abhängigkeit der Weber war offen dargelegt. Es zeigte sich, dass die patriarchalischen Zustände thatsächlich mit der Wurzel beseitigt waren, die ihnen entsprechenden Rechtsverhältnisse sich aber erhalten und thatsächlich wie rechtlich die Arbeiter an den Folgen der schlimmen Konjunktur zu tragen hatten. Ein Gedanke, welcher seit Jahrzehnten bei ihnen gedämmert, gedieh nun zur Reife: dass, wenn die Fabrikanten nicht mehr die alte Pflicht fühlten, in Nothzeiten etwas für ihre Weber zu thun, diese sich selbst die Rechte nehmen müssten, welche ihnen eine sociale und wirthschaftliche Selbständigkeit verbürgten. Nicht nur um die Beseitigung einzelner Missbräuche handelte es sich, welche der grosse Sturm mit Leichtigkeit wie Schnitzel davonkräuselte, es handelte sich um viel mehr, um eine ganz neue Rechtsauffassung des Weberstandes, um eine veränderte Organisation desselben, um seine Erhebung vom ausgebeuteten, besitzlosen, mit fremdem Werkzeug thätigen Arbeiter mit völlig schwankendem Verdienst zu selbständigen Handwerksmeistern mit ganz gleichmässig gesichertem Einkommen. Der proletarische Weber sah sein Ideal im kleinen Bourgeois. Da gab es keinen Arbeiter, der nicht unfreiwillige Muse gehabt hätte, im Stübchen allein und im Wirthshause mit den Genossen alle Vergewaltigungen zu durchdenken und zu besprechen. Ein Register von Beschwerden und Forderungen war entstanden, so lang, so stürmisch gefordert und so — berechtigt, dass dieselben nicht länger versagt werden konnten.

Es war die höchste Zeit, als am 18. März je vier Mitglieder der Handelskammer, des Gewerbegerichts und des Gemeinderaths zusammentraten, Fabrikanten und Weber cooptirten und unter Vorsitz des Oberbürgermeisters die Missstände zu untersuchen begannen. Aber noch fehlte es an ernsterem Zwange und an einem Drucke von aussen. Die Excesse vom 21. März wurden eine heilsame Mahnung. Die Angst der Bürger stieg aufs Aeusserste, die Einen fürchteten wieder für ihre Fenster, die Andern sahen bereits das rothe Gespenst. Unter diesen Eindrücken kam die Vereinbarung vom 27. März zu Stande<sup>1)</sup>.

Was brachte das Jahr 1848 den Webern?

Vor allem die Abstellung von Missbräuchen der Werkmeister und Faktoren; die Provision der letzteren wurde fixirt und ihre Zuverlässigkeit von der Behörde geprüft.

Einen zweiten Erfolg erzielten sie mit dem Ankauf sämmtlicher Webstühle. Und mit diesen ihren eigenen Ge-

<sup>1)</sup> Kgl. Regierung zu Düsseldorf I. III. 9. 7.



räthen liessen sie sich gesetzlich zu selbständigen Handwerksmeistern erklären. Ob sie damit ihre Staats- und Gemeindeflasten vermehrten und die Fabrikanten von manchen Verpflichtungen, z. B. von Beiträgen zu den Unterstützungskassen, entbanden, — das galt ihnen gleich. Ihren Abschluss fanden diese Bestrebungen in der Bildung der Weber- und Wirkerinnung, welche für die inneren Angelegenheiten an Stelle des willkürlichen Beliebens der Kaufleute die Selbstverwaltung der Weber setzen sollte. Mit einem Schlage entpuppte der Arbeiter sich als Handwerksmeister und selbst das zierliche zünftlerische Zöpfchen fehlte nicht, denn kein Meister sollte mehr als vier Webstühle (ausgenommen auf Sammet) beschäftigen und kein Fabrikant Mädchen (ausgenommen die Töchter verstorbener Meister) zum Weben annehmen.

Und auf einen Wurf erreichten die Weber noch ein weiteres Ziel. Was half ihnen die formelle Selbständigkeit des Handwerksmeisters, was nützte ihnen der Ankauf ihrer Geräthe, was besserte sich ihre Lage durch ein Verbot der Abzüge seitens der Faktoren, wenn ihr Lohn, die Basis ihrer Existenz, ein so schwankender war, dass sie keinen geordneten Haushalt zu führen vermochten? Der Brennpunkt, in welchem seit nunmehr fünfzig Jahren alle Bestrebungen der Crefelder Weber zusammenlaufen, ist die Sicherung eines gleichmässigen Verdienstes und dessen Anerkennung durch eine vereinbarte geschriebene Lohnliste. Garantie eines Jahr aus, Jahr ein gleichmässigen Einkommens, das war es, was die Weber durch die Vereinbarung vom 27. März 1848 erreicht zu haben glaubten, als sie diejenigen Sätze, welche bei den die höchsten Löhne zahlenden Firmen üblich waren, als allgemein verbindliche feststellten. — Durch diese Lohnliste wird der Kernpunkt des Gegensatzes zwischen Arbeiter und Kaufmann getroffen; sie sichert den ersteren ein fixes Quantum vom Produktionsertrage der Industrie und setzt den letzteren eine feste Schranke. Durch sie wird ein ewiger und unversöhnlicher Gegensatz kurzer Hand entschieden. In der Lohnliste sehen noch heute die Weber das alleinige Heil gegen ihr Elend, um sie schaaren sie sich in einhelliger Ueberzeugung, und wenn sie je dereinst als Jünger ihrer Volkspropheten wieder einmal den Fabrikanten entgentreten sollten, so wird es geschehen drohenden Blickes mit jenem Büchlein in der Hand. Gleichmässigkeit der Lohnsätze ist ihre Forderung, Lohnliste ihre Losung!

Es war am Mittag des 27. März 1848, als die Vereinbarung auf dem Rathhause unterschrieben war. Eine freudige Stimmung bemächtigte sich der Stadt; die Fabrikanten sahen das Gewitter vorüber ziehen, die grollenden Weber waren froh, ihre Absichten friedlich erreicht zu haben, und hofften arglos auf



die Einhaltung der gegebenen Versprechungen. Mehrere tausend Arbeiter, Arm in Arm, die Kommissionsglieder und Fabrikanten in ihrer Mitte, ein Musikkorps an der Spitze, deutsche Fahnen schwingend, zogen jubelnd durch die Strassen und boten der Stadt ein nie gesehenes Schauspiel. Abends waren einige Häuser illuminirt, das Fest der Arbeiter dauerte bis in die Nacht.

Auch Viersen hatte sein Revolutiönchen. Die Weber zogen vor des Freiherrn von Diergardt Haus und trugen ihre Beschwerden vor. Jener antwortete in einer beruhigenden und sehr schönen Rede; am andern Morgen wurde erhöhter Lohn ausgezahlt, aber bei jedem Weber ein Stuhl stillgesetzt. Das kam so unerwartet, die Arbeiter waren vollkommen perplex und konnten nicht einmal recriminiren, denn der Freiherr war in der nämlichen Nacht — nach Berlin abgereist. —

So war denn die grosse Umwälzung in der Lage der Seidenweber durchgeführt, die Selbständigkeit derselben und ein gleichmässiger Verdienst waren schriftlich garantirt, — und gerade jetzt fügte es das Schicksal, dass die Lohnschwankungen in bisher unbekanntem Masse begannen und unter dem Schutze einer rechtlichen Institution, des Arbeitsbuches, durch das Vorschusswesen<sup>1)</sup> eine förmliche Sklaverei der Weber sich ausbildete.

Die zweite Hälfte des Jahres 1848 wurde leicht überwunden. Nothstandsvereine bildeten sich überall, der Staat gab 20000 Thaler und eine Ausfuhrprämie von 10 Procent auf Seidenwaaren; das wurde von den Fabrikanten benutzt. Die Konkurrenz Frankreichs war wegen der inneren Wirren unbedeutend, auch in der Schweiz wurde nicht viel gearbeitet, eine Ueberführung des amerikanischen Marktes war daher nicht zu befürchten. Im nächsten Jahre stieg die Nachfrage, die Rohseide war billig, die Fabrikanten versorgten sich mit derselben, die Arbeiter verdienten gute Löhne und hatten billige Lebensmittel.

Die günstige Konjunktur traf besonders die Sammetbandbranche, mit dem Centrum in Viersen. Die dortige Industrie hatte einen solchen Aufschwung genommen, dass in der kurzen Zeit von 1838—51 die Anzahl der Fabriken von 3 auf 16 gestiegen war; 1852 wurden etwa 25 Procent Arbeiter mehr als im Vorjahre beschäftigt und im folgenden Jahre ging eine

<sup>1)</sup> a. a. O. I. III. 5. 1. Bericht des Regierungs-Ass. Bredt v. 10. Juli 1853. — I. III. 24. 2. Jahresber. des Fabr.-Gerichts zu Gladbach vom 12. Okt. 1841, 2. Dec. 1844 und 6. Okt. 1853. — I. III. 5. 1. Eingabe von Berger u. Co. in Gladbach v. 6. Juni 1853. — I. III. 2. 2. Bericht der Crefelder Handelskammer v. 28. Sept. 1855, — Petition der Crefelder Weberinnung v. 2. Nov. 1858 u. 22. Febr. 1860, — Bericht an den Oberpräsident. v. 20. Dec. 1859. — Jahresberichte der Handelskammer v. Gladbach für 1854 und 1857.



beträchtliche Anzahl Arbeiter aus anderen Gewerben zur Sammetfabrikation über. Diese Weberei ist äusserst leicht zu erlernen und wurde so ausserordentlich hoch bezahlt, dass z. B. ein elfjähriger Knabe in Viersen am Sammetbandstuhl 5 Groschen täglich verdiente, andere Knaben brachten es sogar auf 10 — 15 Groschen und die Männer verdienten 6—7 Thaler wöchentlich. Allenthalben fehlte es an Arbeitern, besonders den jungen Firmen; Fabrikanten und Kommis zogen aufs Land hinaus, durchstrichen die Dörfer und beredeten Jedermann, Weber zu werden. Waren die Arbeiter nicht durch ein gewöhnliches Gespräch zu fangen, so bestellten sie sie ins Wirthshaus; versagte auch dieses Mittel, so war die beliebteste und wirksamste Lockspeise dieser „Seelenverkäufer“, Geld als Vorschuss anzubieten, welches später abgearbeitet werden sollte; schon engagirte Weber wurden durch Angebote höheren Vorschusses abspenstig gemacht; das Vorschussgeben war zu einem periodisch wiederkehrenden Werbemittel geworden. — Wie gewonnen, so zerronnen! Wucherisch erhalten, wurden diese Summen auch leichtsinnig verausgabt; fast nie zu dauernden Anlagen verwendet, gingen sie in Spiel und Trunk wieder auf; die Kurzsichtigen waren es, welche die Vorschüsse annahmen. Nicht weil die Arbeiter Vorschüsse bedurften, wurden sie ihnen ausgetheilt, sondern ihren Leichtsinn benutzend, wurden dieselben ihnen fast aufgedrungen. Da gab es Seidenweber mit zwei bis drei Stühlen, die mit 60—100 Thalern, andere mit sechs Stühlen, die mit 200 bis 300 Thalern beliehen waren. Dieses System herrschte vor allem auf jenem Grenzgebiet zwischen Viersen und Gladbach einerseits und Erkelenz, Heinsberg, Waldfeucht andererseits, wo die Sammet- mit der Baumwollenindustrie in einen Kampf um die Weber trat. Crefeld war stets der angreifende Theil; in unregelmässigen Ueberfällen drang es in des phlegmatischen Feindes Land ein und suchte dessen Arbeiter sofort thatsächlich wie rechtlich in Fesseln zu schlagen, damit sie beim Rückgang der Löhne nicht wieder fortgingen. Das Vorschusswesen war schon alt, von grösserer Bedeutung wurde es erst beim Aufschwunge der Sammetindustrie in den Jahren 1843—1844 und gelangte zur üppigsten Entfaltung 1853 und in den folgenden Jahren.

So lange die Konjunktur eine günstige blieb, war an ein Zurückfordern des Vorschusses nicht zu denken: ein anderer Kaufmann hätte denselben gern auf das Arbeitsbuch übernommen. Das Buch war ja dem Arbeitgeber Bürgschaft genug; ohne dasselbe konnte der Weber andere Beschäftigung nicht finden und es trieb ihn, so lange er noch ehrlich war, endlich der Hunger wieder zur Arbeit und er beeilte sich, so rasch als möglich ein Stück zu liefern, um entweder zur Abrechnung oder zu einem neuen Vorschuss zu gelangen. Trat



aber der Rückschlag ein, wie nach der grossen Krisis von 1857, so wurden die Weber namentlich von den jungen Firmen massenhaft entlassen und das Arbeitsbuch in ihre Hände gedrückt, die Angabe ihrer Schuld und oft auch eine Bemerkung über ihre sittliche Führung enthaltend. Mit dieser Zeugenschaft ihres Leichtsinnes klopfen sie nun an anderen Thüren vergebens um Arbeit an, gewissermassen zur Sühne sündiger Selbsterniedrigung. Fast niemals fand der Weber einen andern Fabrikanten, denn keiner wollte für einen Fremden in arbeitsloser Zeit eine Schuld übernehmen. Kaufte aber ein Arbeitgeber den Weber vom Andern los, so geschah es nur um den Preis einer noch höheren Summe und eines noch tieferen Druckes.

Oder die Weber wurden in Arbeit behalten und von dem ohnehin verkürzten Lohne kleinere und je nach der Verlegenheit der Fabrikanten auch grössere Raten abgezogen. Der Mangel dauerte dann um so länger, je grösser die erhaltenen Vorschüsse gewesen. War ferner der Kaufmann ausser Stande, mehr als zwei Webstühle zu beschäftigen, so konnte der Weber auf den dritten doch keine Arbeit erhalten, da der neue Arbeitgeber nach dem Gesetz die auf drei Stühlen lastende Schuld auf einen hätte übernehmen müssen. So war der Weber in eine wohlberechnete Abhängigkeit verstrickt, welche ihn allen Zumuthungen seines Brotherrn in Bezug auf Lohn und Material preisgab. Das nannte man die „goldene Kette“, an welcher der Arbeiter lag. Durch Lohnherabsetzungen während der höchsten Nothzeit wurde der Loskauf immer schwieriger, jede geordnete Wirthschaft fast ganz unmöglich, die Demoralisation auf allen Lebensgebieten war eine ausserordentliche und das Abhängigkeitsverhältniss gleich, nach den Worten der Staatsregierung, der Leibeigenschaft früherer Jahrhunderte.

Die verpfändeten Weber waren ebenso billige wie zu Allem willige Arbeiter und mit dem Vorschusswesen wurde sinnreich das Trucksystem verflochten, ja es kam sogar ein Fall vor Gericht, in welchem der Arbeiter contractlich gebunden war, seinen Lohn in Waaren zu nehmen.

Die hohen Vorschüsse und damit des Uebels ganzer Kern beruhten auf den gesetzlichen Bestimmungen über das Arbeits- und Quittungsbuch<sup>1)</sup>. Indess war weder das eine, noch das andere seiner Umständlichkeit wegen üblich, man begnügte sich mit sogenannten Losscheinen, in welchen die Schulden

<sup>1)</sup> Meine Beiträge zur Geschichte der Gesetzgebung und Verwaltung zu Gunsten der Fabrikarbeiter in Preussen in d. kgl. preuss. statist. Zeitschrift 1877, S. 73 u. 74. — Motive zum Gesetzentwurf betr. die Aufhebung der bisherigen französischen Bestimmungen über die Arbeitsbücher in den Drucksachen des Abg.-Hauses 1860, Bd. IV. No. 165 und der Commissionsbericht.



des Arbeiters oder Meisters an den bisherigen Arbeitgeber ohne Rücksicht auf einen besondern Webstuhl vermerkt wurden; der neue Arbeitgeber, welcher sich den Losschein vorzeigen lassen musste, galt für die Tilgung dieser Schuld nach Massgabe specieller Vorschriften, und wenn der Arbeiter keinen Losschein hatte, für diese Schuld unbedingt haftbar. Durch dieses Institut des Buchführens wurden die Kaufleute einmal hinsichtlich ihrer Vorschüsse durch Einhalten am Lohne, zweitens hinsichtlich des Vertragsbruchs der Arbeiter sicher gestellt und das Abspenstigmachen seitens der Konkurrenten verhindert.

Unaufhörlich seit dem Jahre 1839 trug das Fabrikgericht zu Gladbach unter Beeinflussung seines Präsidenten, des Freiherrn von Diergardt, auf die Beseitigung des Vorschusswesens an, und auch die Rechtskräftigkeit der formlosen Losscheine wurde durch die Erkenntnisse des Landgerichts zu Düsseldorf vom 12. Oktober 1838 und des Rheinischen Revisions- und Kassationshofs vom 14. December 1852 verneint; die grosse Mehrzahl der Gewerbe- und Handelsgerichte legte jedoch denselben die Rechtskraft der Quittungsbücher bei. Endlich nahm sich der Freiherr von Diergardt ernstlicher der Angelegenheit an; er beschäftigte einen Weber, welcher einem früheren Arbeitgeber 400 Thaler schuldete, und wurde auf Ersatz des Vorschusses verklagt. Die Sache kam bis zum Obertribunal und dieses wies den Kläger ab aus dem Grunde, dass die Losscheine nicht die Quittungsbücher ersetzen könnten. Nun begannen einzelne Gewerbegerichte die letzteren auszugeben; der Justizminister verbot es; in Crefeld fuhr man trotzdem fort und verausgabte vom 1. Oktober 1858 bis zum 9. Juli 1859 für 4648, seit dem 9. Juli 1859 für 821 Webstühle Quittungsbücher.

Die Weber standen dieser Bewegung gegenüber schwankend da. Waren sie ja doch auch Arbeitgeber, und wie sie den Fabrikanten, so waren ihnen die Gesellen verschuldet. Da warf sich denn die ehrsame Weber- und Wirkerinnung der Stadt Crefeld in die Brust und petitionirte am 15. März 1858 um Arbeitsbücher für ihre Gesellen und Lehrlinge, um die Dauer ihrer Lehrzeit nachweisen zu können. Als dieses Gesuch aber gar keine Folgen hatte, da riefen die Weber: nun aber auch gar keine Bücher, und setzten in ihren Petitionen an das Abgeordnetenhaus vom Jahre 1858 und 1860 die Missbräuche des Vorschusswesens klar auseinander sowie die Nothwendigkeit, dass sie als „freie, selbständige Handwerksmeister“ keinerlei Buchführung unterliegen dürften. Unterstützt wurden sie in ihrer Agitation von den Besitzern der Baumwollfabriken in Gladbach, den geschworenen Feinden der Sammetkaufleute, welche durch höhere Löhne ihre Arbeiter verführten und durch längere Arbeitszeit die Kinder



lohnender und ohne gesetzliche Kontrolle in der Hausindustrie beschäftigten.

Bei genaueren Nachforschungen erwies es sich, dass das Vorschusswesen und das Losscheinsystem nur in den Webergegenden um Crefeld und Viersen herrschten; im bergischen Lande waren diese Missbräuche gar nicht bekannt und in den Kohlen-, Eisen-, Tuch- und Tabakbezirken gab es nur grosse Etablissements mit Fabrikarbeitern ohne Besitzthum, welches doch Vorbedingung der Kreditgewährung ist. Nur in Aachen war das Arbeitsbuch noch üblich, doch auch nicht allgemein; die Vorschüsse beliefen sich nur auf einen Thaler und wurden den Tuchwebern bei Ablieferung eines Viertels oder Drittels des Stücks, eines sogenannten Quartiers, als Theilzahlung gewährt. Mit der Ausgabe von Quittungsbüchern handelte es sich also um die Einführung eines völlig neuen Instituts und die Regierung schlug daher die Aufhebung der betreffenden französischen Gesetze über das Arbeits- und Quittungsbuch vor, welche in Anbetracht der eklatanten Missbräuche des Vorschusswesens am 8. Juni 1860 ohne Widerrede erfolgte.

Zu ernsteren Beschwerden hat die Aufhebung des Arbeitsbuches nicht geführt und ein begründeter Wunsch nach seiner Wiedereinführung ist nicht ausgesprochen worden. Das Ertheilen grösserer Vorschüsse ist damit beseitigt worden, jedoch ist es Sitte geblieben, den Webern etwa fünf Thaler bei jeder Kette im Voraus zu geben, für deren Rückerstattung man im Lohne eine Garantie hat. Das führt bei ansteigender Konjunktur zu dem Missstande, dass die Weber nachlässig arbeiten, weil sie einen grossen Theil ihres Lohnes anticipirt haben und der Sporn zu fleissiger Arbeit fehlt. Der gegenwärtig in einigen Fabriken geforderte Losschein hat einzig die Bedeutung einer Quittung über vollständige Ablieferung des anvertrauten Rohmaterials und Geräthes an den früheren Arbeitgeber. Der Behülschein hingegen enthält die Erlaubniss für den Weber, mit dem Lyoner Stuhl, den Kämmen, dem Jacquard und Harnisch für ein fremdes Haus arbeiten zu dürfen.

Die Konsequenzen des Vorschusswesens traten am schrecklichsten nach der Krisis von 1857 zu Tage. Nunmehr begann ein Rückgang, welcher verstärkt wurde durch die grosse Seidenraupenkrankheit seit 1859. Die Lage der Weber wurde eine andauernd schlechte und erreichte im Jahre 1866 ihren tiefsten Stand, als während des Krieges drei Viertel aller Stühle in der Stadt ausser Thätigkeit gesetzt wurden. In den fünf Jahren 1858—62 stiegen die Zuschüsse der Gemeindekasse für Armenpflege von 34251 auf 47730 Thaler und diese Last wurde so unerschwinglich, dass die Stadt das alte System der Armenpflege aufgab und zum Elberfelder System überging; dennoch wuchsen auch noch jetzt die Zuschüsse 1863—66



von 37298 auf 59469 Thaler<sup>1)</sup>. Von einem Einhalten der Lohnliste war keine Rede, zumal die Konkurrenz der billigen Schweizerlöhne sich wieder sehr fühlbar machte. Wie 1828 die Seidenstoffweber gegenüber Zürich, so wollten nun die Sammetweber nicht von den alten Lohnsätzen abgehen und suchten sich zu widersetzen. Indess vergeblich, zu Thaten kam es nicht, es blieb nur beim Gesange:

Schweizer Lohn, do welln wir net für werken,  
 Viderallala, viderallala,  
 Do söken wir liewer Perken (Regenwürmer).

Mit dem Jahre 1860 können wohl alle äusserlich bemerkbaren Missbräuche und Uebergriffe der Fabrikanten und ihrer Beamten als beseitigt angesehen werden, und es tritt seit Mitte des Jahrhunderts derjenige Faktor immer deutlicher und isolirter hervor, welcher im Grunde einzig die Lage der Seidenkaufleute wie der Weber bestimmt, — der Einfluss der Konjunktur. Die grossartigste, glänzendste und folgenreichste ist diejenige gewesen, welche im Jahre 1868 anhub, 1872 ihren Höhepunkt erreichte und endlich 1878 in ihrem Rückgange zum Stillstand gelangt zu sein scheint. Zur Zeit ihrer Blüthe mag die gesammte rheinische Seiden- und Sammetindustrie wohl mindestens 50000 Webstühle und 150000 Personen beschäftigt haben.

Die Sammetweberei war bereits in den 1860er Jahren gewinnbringend gewesen; die billigen Löhne hatten die Konkurrenz überall niedergeworfen und durch die Verwendung von billiger Baumwolle und Chappé- (Abfall)seide, aus welcher gegenwärtig sieben Achtel aller Sammete bestehen, hatte man die Waare der Konsumtion der weitesten Kreise zugänglich gemacht. Da fügte es das Glück, dass 1868 die Mode auch der andern Stärke Crefelds, den glatten Seidenstoffen, sich zuwandte. Zugleich stieg der allgemeine Begehrt in Deutschland, in der ganzen Welt; Lyon und St. Etienne, die Metropolen der Seidenindustrie, waren durch den Krieg brachgelegt und für sie trat Crefeld als Lückenbüsser ein. Die ganze Welt kam und wollte Waaren haben, Waare um jeden Preis und zu jeder Güte. Crefeld war nicht vorbereitet auf diese abnorme Nachfrage, abnorme Zustände traten ein; die Anzahl der Fabrikanten und Weber verdoppelte sich.

Vor allem fehlte es an Webern. Weithin ins Flachland und auf die Berge ziehen die Werkmeister als Werber für die neue Kampagne; selbst die Fabrikanten verschmähen nicht, ihnen zu folgen. Alle früheren Weber finden sofort Beschäftigung, ihre Frauen und Kinder müssen heran; die Leinweber und Tuchmacher erhalten Sammetstühle. Für die

<sup>1)</sup> Seyffardt: die Reform des Armenwesens (1874) und Bericht der städt. Armen-Deputation zu Crefeld (1878).



jungen Rekruten bilden Schenke und Kirmess den Werbeplatz; thun es Worte nicht, so vermag es ein Handgeld von fünf Thalern; genügt nicht das Bier, so wird vom Weine eingeschenkt; Frauen und Kinder werden bewirthet, Tanz und Spiel machen sie zu Bundesgenossen gegen den störrischen Willen des Vaters. Der Geselle, der eben ausgelernt, wird zum Meister erhoben und selbst der Knabe, der just das vierte Stück gewebt, begegnet seinem ehemaligen Lehrherrn am „Galgen“. Webstühle werden bald beschafft, 10 bis 15 Thaler Vorschuss auf einen jeden gern geliehen, alte Webstühle, schon seit Jahren ausser Gebrauch, werden hingegeben oder verkauft, alte Jacquardvorrichtungen vom Boden herabgeholt und aufgesetzt. Der Webwinkel des ärmsten Mannes wird plötzlich zum würdigen Gegenstand eines Besuches, sein Weib und Kind lohnendes Objekt freundlicher Aufmerksamkeit. „Wieviel erhalten Sie für diese schlechte Kette?“ ist die leutselige Frage des eintretenden Werkmeisters. Eine Summe wird genannt. „Ich gebe Ihnen eine gute Kette und zehn Procent Lohn mehr!“ Eine gute Kette, erhöhter Verdienst, ein Handgeld von ein paar Thalern sind dem Weber eben recht, ein guter Trunk nicht unwillkommen; er schlägt ein in die gebotene Hand. So jagt ein Kaufmann dem andern die Arbeiter ab, grosse wie kleine Firmen, und raisonniren dann Abends im „Kaufmännischen Verein“ über die Unzuverlässigkeit der Weber.

Die Löhne steigen 1870 um 10 Procent, in der Sammetbranche im folgenden Jahre sogar um 40 Procent. Den Tag über, ja bis Mitternacht wird gearbeitet; Mann, Frau und Töchter sitzen am Webstuhl, die Kinder am Spulrad, die eine Mark Strafe für Schulversäumniss macht sich im Monat reichlich bezahlt. Und während sich die Weberei immer weiter über das Land zerstreut, dehnen die Hülfgewerbe sich in der Stadt aus; es beginnt sehr stark an Winderinnen und Schererinnen, Appreteurinnen und Packerinnen zu mangeln; im Sommer 1871–73 steigen ihre Löhne um 50–75 Procent. Da sind die Dienstmädchen nicht mehr bei ihren Herrschaften zu halten, weit aus den Eisengegenden von Essen und Duisburg kommen die dort unbeschäftigten Mädchen herbei; in kurzer Zeit verdienen sie viel und können sich kleiden wie „Damen“.

Auf die Güte der Arbeit wird nicht geachtet. Das Publikum ist nicht wählerisch, der Fabrikant auch nicht. Die Menge, welche sich eben erst das Luxusbedürfniss angewöhnt hat, besitzt noch kein Verständniss für die Waare; diese heisst Sammet oder Seide und wird folglich gekauft. Die Tausende neuer Weber sind anfangs nur im Stande, Probestücke aus schlechtem Material zu liefern und es dauert immer ein paar Monate, bis die Waare tüchtig wird; dennoch wird



sie gelobt, um in den Ruf nachsichtiger Herren zu gelangen. An die Lieferungen der Kinder können auch nicht die höchsten Anforderungen gestellt werden, und wenn die Hausfrau webt, wird sie so oft und anhaltend durch ihre Haushaltungsgeschäfte in Anspruch genommen, dass allenthalben die Absätze sichtbar sind. Vor allem rauben die erhaltenen Vorschüsse dem Weber die Lust am Arbeiten, er holt sich zwei bis drei Ketten zusammen und webt keine, weil er das Geld dafür schon lange vertrunken hat. Der Meister sieht den entlaufenen Lehrling neben sich den gleichen Lohn verdienen. Alle Begriffe von Arbeitsehre werden verwirrt; im chaotischen Taumel denkt jeder nur daran, das meiste Geld herauszuschlagen.

Zwar ist das Material gut, denn zerreißbare Ketten läßt der Weber einfach im Stich; aber das Gewebe ist flüchtig und viel Bemerkungen und Abzüge läßt der Meister sich nicht gefallen. Seufzend behält der Kaufmann die Waare, — muss er ja doch, um seinerseits die Lieferzeit einzuhalten. So sind Ablieferung schlechter Waare, Vertragsbruch und steigender Lohn an der Tagesordnung; jede Kalkulation auf eine fernere Zukunft wird unmöglich, feste Preiskourante können kaum hinausgesandt werden, die gelieferten Waaren sind vielfach schlechtere als die in der Faktura versprochenen, und um sich schadlos zu halten, mischt der Kaufmann unter gute Waaren schlechte alte Lagerbestände, „um zu räumen“. Das nennt er: die Konjunktur ausnutzen, bei den Engländern und Amerikanern aber bildet sich über die deutsche Seidenindustrie das Urtheil: sie sei nicht „honest“.

Die sociale und wirthschaftliche Zerfahrenheit ist eine vollständige. Die Fabrikanten erlauben sich allerlei luxuriöse Ausschreitungen, jedoch nicht entfernt in dem Masse wie in Aachen. Die Arbeiter treiben es schlimmer als ihre Herren. Das Wirthshausleben nimmt enorm zu. Wie schon der von der Mensur rückkehrende Student sich Tage lang nicht beruhigen kann und das eine Thema variirt: so lag ich aus, so führt' ich meine Klinge, — so sind es hier die aus einem viel würdigeren Kampfe fürs Vaterland heimkehrenden Krieger, die der Familie, den Verwandten, der Freundschaft immer wieder von neuem von den grossen Ereignissen erzählen müssen. Ein jeder muss den Braven hören, ein jeder mit dem Wackern zechen, da gibt es manchen tiefen Trunk. Das Mädchen, das lange nicht den Schatz gesehn, holt die versäumten Tänze doppelt ein. Und was für Bälle sind es, die die Weber geben! In Niederkrüchten wird das Eintrittsgeld mit einem Zwanzig-Thalerschein bezahlt, der Rest wird ausgewechselt, bleibt aber natürlich bis zum letzten Pfennig im Lokal. Die Ausgaben für Putz und Tand, Spiel und Trunk steigen ins Unglaubliche, und wenn Streit entsteht, ist flink das Messer bei



der Hand; hat der Arbeiter doch ein halbes Jahr im Felde gestanden, und bei vielen der sonst überwiegend sanftmüthigen Weber hat dies die Kühnheit und Rücksichtslosigkeit gesteigert, ja eine gewisse Rohheit erzeugt. Für die intensive Arbeit in der Woche hält man sich am Sonntag schadlos; weil bis zum Sonntag Morgen gearbeitet wird, blaut man am Montag, am Dienstag, am Mittwoch. Oder setzen die Weber die Arbeit die ganze Woche hindurch fort, so gönnen sie sich viel Erholung; es wird das Werk um acht Uhr begonnen und schon um zehn durch das Frühstück unterbrochen; ebenso wird Nachmittags um vier Uhr das Kind zum Nachbar nach Kaffewasser für drei Pfennige geschickt, oft um fünf um sechs Uhr wird Feierabend gemacht. Dann gehen die Weber mit ihren langen Pfeifen aufs Feld spazieren, einer ruft: do welln we de Bur wat ärgern; gesagt, gethan; nun hänseln sie den Bauersmann hinterm Pfluge seiner schweren Arbeit wegen und fragen ihn, wie lange er noch wirken müsse, um einen Thaler zu verdienen.

Keineswegs alle Arbeiter haben den Vorwurf der Verschwendung und Faulheit auf sich geladen. Es gibt einen alten Weberstamm, unter welchem die nüchternen und sparsamen Hausväter für schlechte Zeiten ihre eigene Vorsehung gespielt und sich ein „Eigenthum“, so nennt man am Rhein ein Häuschen, ein Gärtchen, einen Acker, erworben haben. Andere haben in sorglicher Voraussicht nach Möglichkeit an Genussmitteln angehäuft. Wer nur einmal in Nothjahren die Häuschen der Weber durchmustert, wird finden, wie Alles im Zustande des Zerfallens, des Auseinandergehens ist; in Glanzzeiten dagegen finden sich neue Möbel und Betten, neue Kleider und Wäsche. Das ist kein Luxus, sondern die natürliche Folge davon, dass die Wirthschaftsperioden nicht einjährige sind, sondern mehrere Jahre und zwar unabsehbar wie viele umfassen. Freilich mag im allgemeinen Trubel manches Stück von besserer Qualität angeschafft worden sein, als gerade nothwendig ist, aber der Begriff der Lebenshaltung ist in diesen Zeiten ein anderer geworden. Aehnlich ist es mit dem erhöhten Fleischgenuss; er gibt während der guten Jahre den Eltern und namentlich den Kindern die Kraft, jene Zeiten zu überwinden, wo sie sich mit Kartoffeln, Brot und solchem Fleisch begnügen müssen, das zwei Mal zum Wassersüppchen verkocht und dann in zwei Mahlzeiten als Fleisch verspeist wird.

Im Sommer 1872 hatte die günstige Konjunktur ihren Gipfelpunkt erreicht. Es betrug die durchschnittliche Anzahl der für Crefeld beschäftigten Webstühle in:



Jahr	Sammet	festkantigem Sammetband	Stoffen	Stoffband	Summa
1867	11551	2111	6498	289	20449
1870	14774	2472	10613	354	28213
1871	17107	2575	12016	378	32076
1872	19114	1410	12371	415	33310
1873	13857	1335	10992	351	26535
1874	16325	841	10685	302	28153
1875	17010	709	11648	377	29674
1876	15898	610	12387	542	29437
1877	14794	405	11567	277	27043

In den ersten Monaten des Jahres 1872 fand der Sammet noch willige Abnehmer, weil ihn das stets anhaltende Steigen der Löhne und der Chappespreise mehr und mehr zu vertheuern drohte. Allmählich aber kamen die Sammetpreise auf eine Höhe, welche manche Käufer zurückschreckte, besonders da man gewährte, wie wesentlich die Güte des Fabrikates durch geringe Leistungen der allzu gesuchten Arbeiter vermindert worden war. Es wurden Baumwollsammete vielfach zu Zwecken benutzt, zu denen früher nur Seidensammete gedient hatten, und als die Herbstsaison begann, wo die Bestände bei dem Grosshändler in den Konsum übergehen sollten, zeigte es sich, dass diese Wanderung wider Erwarten langsam von Statten ging. Grosse Lagerbestände von schlecht und theuer gearbeiteten Waaren, namentlich Chappesammeten, blieben in den Händen der Fabrikanten zurück und auch für die Stoffe begannen schlechte Zeiten, während die Rohseidenpreise auf ihrer Höhe blieben. Inmitten eines noch steigenden Consums war eine Absatzstockung eingetreten, verursacht durch nichts anderes als durch eine masslose Ueberproduktion. Nicht die wirklichen Bedürfnisse des Marktes und die Dauer der Nachfrage hatten die Kaufleute in der Ausdehnung der Industrie bestimmt, sondern einzig die Ueberlegung: die steigenden Preise stellen momentanen Gewinn in Aussicht, dieser muss realisirt werden; komme später, was da wolle. Zu gleicher Zeit begann die grosse Krisis schon ihre Wirkungen allenthalben zu äussern und namentlich in Amerika und Deutschland ging der Begehr ganz ausserordentlich zurück. Es betrug in Millionen Mark der Umschlag mit:

Jahr	Deutschland	England	Frankreich	dem sonstigen Europa	Ausser Europa	Summa
1867	18,6	15,1	1,8	3,0	6,2	44,9
1870	22,7	22,3	2,6	4,3	9,6	61,7
1871	29,5	26,0	2,0	5,8	12,9	76,4
1872	30,9	25,4	3,4	5,6	11,7	77,2
1873	30,0	23,0	3,0	4,5	6,7	67,3
1874	26,3	25,7	2,9	3,7	9,3	68,1
1875	24,9	24,1	2,8	3,5	10,1	65,1
1876	22,1	26,3	2,5	3,9	10,3	65,2
1877	22,2	20,3	2,5	3,6	9,6	58,3



Die Produktion wurde energisch eingeschränkt; in den Jahren 1872/73 geriethen fast 7000 Stühle in Stillstand. Da die Konjunktur den Sammet traf, hatten besonders die ländlichen Weber zu leiden; die am entferntesten wohnenden, am wenigsten leistenden und am schwersten zu beaufsichtigenden wurden zuerst aufgegeben; nur einzelne wurden behalten, um festen Fuss in den eroberten Positionen zu bewahren; es folgten in den näher liegenden Ortschaften die schlechtesten und die obstinaten Arbeiter, dann wurden die Weber mit mehreren Stühlen ausser Thätigkeit gesetzt. Blieben aber auch die Webstühle in Betrieb und die Löhne auf einer mässigen Höhe, so wurden die Ablieferungstermine doch derart verlängert, dass der Wochenverdienst durchaus unzureichend wurde. Aber es begann nur zu rasch auch ein Sinken der Löhne, das von den zuerst durch die Konjunktur betroffenen Artikeln rasch auf alle andern Waaren sich erstreckte. Wo die Löhne sich noch auf ihrer alten Höhe erhielten, wie z. B. in den beiden Artikeln der Regenschirm- und Kravattenstoffe, da lag es nicht so sehr an der Humanität der Kaufleute als daran, dass die Konjunktur für diese Specialitäten günstig geblieben war. Die Summe der von der Crefelder Industrie verausgabten Löhne betrug in tausend Mark für das :

Jahr	Färben	Winden	Scheren	Weben	Appretiren	Summa
1867	1722	774	283	7637	519	10797
1870	2555	1196	371	11013	872	16019
1871	3318	1532	496	15541	1080	21970
1872	3528	1755	535	17745	1179	24774
1873	3268	1472	497	13580	952	19771
1874	3453	1671	502	13837	1152	20617
1875	3590	1624	486	14053	1265	21019
1876	3432	1548	549	13491	1174	20195
1877	3280	1558	567	12285	1174	18866

Dem entsprechend entfiel im Jahresdurchschnitt auf jeden für Crefelder Firmen beschäftigten Webstuhl:

1867: 375 Mark	1873: 528 Mark
1870: 369 "	1874: 491 "
1871: 486 "	1875: 473 "
1872: 531 "	1876: 458 "
	1877: 454 "

Mit Recht macht die Handelskammer darauf aufmerksam, dass dies nur Durchschnittssätze sind und das Jahresverdienst eines professionellen Webers z. B. im Jahre 1872 sich weit höher als 531 Mark belief. Die Webstühle der Hausindustrie arbeiten ja nicht gleichmässig; die der Lehrlinge und Anfänger, der Hausfrauen wie der entfernt wohnenden Bauern sind nicht voll in Anschlag zu bringen. Umgekehrt folgere ich aber, dass



der Durchschnittssatz von 454 Mark im Jahre 1877 wohl im Ganzen zutreffend ist, da die Stühle der Lehrlinge, Anfänger, Hausfrauen und Bauern ausser Betrieb gekommen und hauptsächlich die der professionellen Weber in Arbeit geblieben sind. Das Jahresverdienst ist daher nicht nur um 15 Procent (von 531 auf 454 Mark), sondern um weit mehr gesunken. Ein ebenso kompetenter wie unverdächtiger Fabrikant, Herr Abgeordneter Seyffardt, gibt das Wochenverdienst eines Webers von einfarbigem Sammet 1867 auf 10, 1872 auf 12, 1877 auf nur 9 Mark an; das ergibt ein Sinken von 25 Procent. Aber das sind noch nicht die geringsten Verdienste. Der Landrath Bödiker<sup>1)</sup> berechnet im Kreise Gladbach das Wochenverdienst am 1. December 1875 und 1. April 1878 eines tüchtigen Sammetwebers auf 16 bzw. 9 Mark, eines tüchtigen Seidenwebers auf 15 bzw. 9 Mark, eines weniger tüchtigen Arbeiters auf 12 bzw. 6 und 11 bzw. 6 Mark. Eine Konferenz von neun sehr angesehenen Webermeistern aus der Stadt Crefeld gab mir als Lohn pro Meter an: für Satin (4 Draht, 28 Feine, 18 Zoll) im Jahre 1867: 1.80—2.10 Mark, 1872: 20 Procent über, 1877: 20 Procent unter diesem Satze, und für Taffet (einfach mit geschorener Kette; 4 Draht, 32 Feine, 22 Zoll) 1867: 2.50 Mark, 1872: 10 Procent über, 1877: 30 Procent unter diesem Satze, welcher etwa der Lohnliste von 1848 entsprach.

Einem scharfen Rechner verdanke ich folgenden Bücherauszug für ein Sammetgeschäft von mittleren Lohnverhältnissen und mittlerer Grösse mit etwa 300 Webern. Von diesen verdienten im Jahre 1877 nur etwa 1 Procent, ausnahmsweise fleissige und geschickte Arbeiter, Künstler ihres Faches, an den feinsten Qualitäten von Seidensammet 700 Mark, 9 Procent fleissige Arbeiter 550 Mark, 50 Procent Durchschnittsarbeiter, an einfachen Sammeten in der Erkelenzer Gegend 450 Mark und 40 Procent träge und unsolide Weber, Lehrlinge und wenig geschulte Gesellen etwa 300 Mark jährlich pro Webstuhl; an demselben sind der Weber den ganzen Tag über, das Spulkind zwei Stunden täglich und die Frau mit dem Säubern der Kette beschäftigt. Von jenem Bruttoverdienste gehen noch 20 Mark jährlich für Ruthen, Haken etc. ab. Im Dorfe Niederkrüchten im Kreise Erkelenz habe ich Weber gefunden, welche im Winter 1878/79 6—7 und nur in einzelnen Artikeln 9—12 Mark wöchentlich verdienten, in anderen aber war der Lohn auf ein Drittel des früheren gesunken. In den Kreisen Erkelenz und Geilenkirchen hat es sich im Jahre 1877 gelegentlich der Beurtheilung von Reklamationen bei der Militäraushebung<sup>2)</sup> aus den vorgezeigten Lieferscheinen er-

<sup>1)</sup> Gewerbliche Zeitschrift von Bueck, 1878, S. 25.

<sup>2)</sup> Regierungsrath Goeschen: Bericht über die Lage der Industrie im Regierungsbezirk Aachen. Januar 1878.



geben, dass die Weblöhne pro Meter fertigen Stoffes von früher 1.20 Mark und mehr auf 90 bis höchstens 95 Pfennige herabgegangen waren; dazu waren die Ablieferungstermine derart verlängert, dass ein Sammetweber daselbst 80—90 Pfennige täglich verdiente. In noch schlimmerer Lage befanden sich die Kattunweber, welche bei der Verarbeitung höchst schlechten Materials nach Abzug aller Auslagen für Oel, Schlichtmehl und Spulen kaum 50—60 Pfennige täglich nachbehielten. Dabei waren die Lebensmittelpreise, Miethen und Steuern auf ihrer alten Höhe geblieben. Die Ketten, welche die Weber sich jetzt gefallen lassen mussten, waren verlegene und leicht zerreibbare, verbrannte und künstlich erschwerte Waare, die Kämmen alt und oft so schmutzig, dass sie zum Zerreißen der Kettfäden noch beitrugen. Sorgfältige Arbeit musste das schlechte Material wett machen; jetzt war die Kritik des Publikums, des Seidenwaarenhändlers und des Fabrikanten erwacht, daher verschärften sich die Kontrolle und die Abzüge wegen schlechter Arbeit beträchtlich. Endlich wurde auch mit dem Einziehen der Vorschüsse energischer vorgegangen. Der Fabrikant war eben in der Lage, sämtliche Arbeitsbedingungen zu stellen und machte davon Gebrauch, oft in unbarmherzigster Weise<sup>1)</sup>.

Die Noth der Arbeiter war eine ausserordentliche. In dem Centrum Crefeld mit seiner geringen Weberbevölkerung wuchs in den Jahren 1872—78 die Zahl der in offener Pflege unterstützten Armen von 1045 (1874: 995) auf 1848, der Zuschuss der Gemeindegasse für Armenpflege von 128416 auf 180088 Mark. Im Weberdorfe Hüls stieg der letztere von 6150 auf 15200 Mark; ausserdem hatten sich die angesehensten Männer zusammengethan und etwa 320 Kinder bei sich einquartiert und beköstigt, um durch eine solche Naturalverpflegung eine Erhöhung der Steuerlast zu vermeiden. Jener Ort mit seinen 6200 Einwohnern in 1350 Haushaltungen besteht zu 60 Procent aus Webern und Windern, wovon die Hälfte kaum die halbe Zeit des Jahres beschäftigt gewesen war. Besonders hart werden die Familien mit kleinen Kindern getroffen; heranwachsende können schon mit verdienen helfen; andererseits vermehren die ersteren noch nicht das Elendgefühl der Eltern durch ihr Murren. Um bei vermindertem Lohne existiren zu können, wird, wenn eine Kette vorhanden ist, bis spät in die Nacht hinein gearbeitet, und was das bei mangelhafter Ernährung für Folgen hat, vermag das Eintreten in die Stuben

<sup>1)</sup> Im Anfange des Jahres 1877 starb in Viersen ein Sammetweber, der für ein nur zu wohlbekanntes Haus in Crefeld gearbeitet hatte und ihm den Vorschuss für einen Webstuhl schuldete. Die Frau, welche eben niedergekommen war, vollendete das Stück und brachte es in die Stadt. Man berechnete ihr den vollen Lohn, zog aber den ganzen Vorschuss auf einmal ab und entliess sie mit vier Reichspfennigen. Die Wittve hatte vier unmündige Kinder und war ohne jegliche Mittel.



dieser wandelnden Schatten zu zeigen. Solche Männer erfüllt es dann mit Hass und Bitterkeit, wenn sie ihren Handelskammer-Präsidenten zum Kaiser das stolze Wort reden hören: „Wir sind gebeugt, nicht gebrochen!“<sup>1)</sup> —

Bei Krisen tritt der Unterschied zwischen hausindustriellem und Fabrikbetriebe deutlich hervor. Bei der gegenwärtigen Organisation der Weberei und Winderei werden die Wanderungen so gut wie vermieden, der Weber bleibt in seinem Heimathsorte, inmitten seiner früheren Lebensverhältnisse, vielleicht seinem alten Gewerbe noch nicht ganz entrissen, und bewahrt sich die Leichtigkeit des Ueberganges von der neuen Beschäftigung zur früheren durch Erhaltung dessen, was im Grossen wie im Kleinen so wichtig ist, der Konnexion. Bei mehreren Webstühlen finden Frau und Töchter schon eher Beschäftigung in Garten und Feld und auch im Hause durch Ausbessern und Erhalten derjenigen Stücke, welche in guten Zeiten schon bei Seite gelegt waren und nun doch wieder schätzbar genug erscheinen. Die Kinder können jetzt in die Schule und dort das Versäumte nachholen; Frauen und Kinder sind leichter zu ernähren als ein arbeitsloser Mann und ihr Feiern hat nicht die gleichen socialpolitischen Gefahren. Andere Arbeiter suchen in verwandten Branchen der Textilindustrie ein Unterkommen, freilich zum grossen Missvergnügen der Fabrikanten, denn namentlich in den früheren Jahren liess sich den Crefeldern nicht der Vorwurf ersparen, dass sie ihr Möglichstes gethan, um Alleinherrscher mit ihrer Industrie zu bleiben und nicht in ungeeigneten Augenblicken den Lohnbeeinflussungen seitens anderer Gewerbe zu unterliegen. Indess in dem Masse, als die Arbeiter mit ganzer Schwere die Folgen der Krisen zu tragen bekommen, können sich die einsichtsvollen Fabrikanten dem periodischen Elend nicht verschliessen und suchen nun auch nach anderen Industrien für den Ort, um diesen ihre Ueberproduktion an Arbeitern zuzuführen und damit die Armenlast zu erleichtern.

Gar zu leicht darf man sich das Unterkommen des Webers in anderen Beschäftigungen nicht denken; gerade seine Sesshaftigkeit hindert ihn an der Beweglichkeit, als heimathloser Weltbürger bald hier bald dort die extrahohen Löhne zu erhaschen. Die Arbeit auf dem Felde ist ihm zu schwer, er

<sup>1)</sup> Die Weber würden weniger erbittert sein, wenn ihnen der Zusammenhang bekannt wäre, in welchem jener Ausspruch gethan wurde. Die Vertreter der Kohlen- und Eisenindustrie hatten zuvor durch ihre Klagen den Kaiser günstig für ihre Schutzzollbestrebungen zu stimmen gesucht, der Crefelder Handelskammer-Präsident aber, in der Ueberzeugung, dass die schlechte Konjunktur in seiner Industrie unmöglich aus dem allgemeinen Säckel aufge bessert werden könnte, antwortete auf die Frage: in welcher Lage sich denn die Fabrikanten seines Bezirkes befänden? mit dem geflügelten Worte: Wir sind gebeugt, nicht gebrochen!



vermag nur die leichtere zu leisten, und gerade in dieser begegnet er der unüberwindlichen Konkurrenz seines Weibes. Die Hände büssen ihre Zartheit ein und werden vollends ruinirt durch das letzte Hülfsmittel jeder bedrängten Gemeinde, den Wegebau. Das Kassenwesen ist gar nicht, die Armenpflege ganz primitiv in den Dörfern entwickelt. Beim Fabrikbetriebe erfüllt die Krisis mit Noth und Elend einen einzigen Ort, bei der Hausindustrie wälzt ein ganzer Landstrich sich auf dem Schmerzenslager.

Der hausindustrielle Betrieb schmiegt sich mit Leichtigkeit dem Wechsel der Konjunktur an. Hinsichtlich der Beschaffung des Anlagekapitals stösst der Fabrikant bei einem Aufschwunge auf keine nennenswerthen Schwierigkeiten; dasselbe ist ja bei den in der Industrie beschäftigten Personen so decentralisirt, dass jeder Meister sein Quantum unschwer aufbringen kann und der Kaufmann höchstens einige Vorschüsse oder Kredite für Webstühle und Windemaschinen zu gewähren hat. Ebenso wenig Rücksicht hat er beim Rückgange auf eine Verzinsung zu nehmen: dem Weber ruht der Stuhl, der Winderin der Haspel, dem Färber kocht nicht mehr der Kessel und ihm selbst steht nur die Kettenschererei und die Appretur, wofern er überhaupt eine besitzt, still. Das Anlagekapital spielt also beim Verhalten des Fabrikanten eine geringe Rolle; das Betriebskapital, sein Baargeld, ist für ihn die Hauptsache. Dasselbe geht im Wesentlichen in den Arbeitslöhnen auf, und ist daher in Folge günstiger Waarenpreise momentan ein guter Gewinn in Aussicht, so strebt er sofort sein Kapital in der Industrie rentabel zu machen und setzt die Arbeiter in Thätigkeit; hören die Chancen des Gewinnes auf, so zieht er eben so rasch sein Kapital aus der Industrie heraus, entlässt ohne Bedenken die Arbeiter und findet für sein Baargeld auch anderweit eine augenblickliche Verwendung. Die Konjunktur wirkt also unmittelbar auf das Schicksal der Arbeiter ein. Beim Fabrikbetriebe ist das anders. Bevor ein Privater (nicht eine Aktiengesellschaft, deren Kapital ja auch decentralisirt in vielen Händen ist) zur Anlage eines so grossen Kapitals schreitet, erwägt er mehr die Dauer der Chancen und geht mit grösserer Vorsicht zu Werke; ist aber die Fabrik einmal im Gange, so erfordert sie einen kontinuierlichen Betrieb, um die Zinsen des Anlagekapitals zu gewähren, und das dazu gehörige Betriebskapital kann nirgendwo anders eine Verwendung finden als in der Fabrik selbst. Es wäre undenkbar, dass bei mechanischem Betriebe 7000 Webstühle mit 21000 Arbeitern in einem Jahre ausser Thätigkeit gesetzt worden wären.

Die hausindustriellen Kaufleute preisen bei Krisen ihr Schicksal, keine Fabrikbesitzer zu sein. Dennoch haben die Löhne bereits eine derartige Höhe erreicht, dass diejenigen Artikel, welche ihren Werth mehr als die andern durch die



Handarbeit empfangen, immer mehr dem mechanischen Betriebe zueilen. Solcher Art sind die glatten ganz- und halbseidenen Stoffe, ganz- und halbseidenen Bänder, halbseidenen festkantigen Sammetbänder und Sammete, — das sind Waaren von konstantem und von der Mode begünstigtem Absatz, von sehr einfacher Technik und hohem Arbeitswerth. Jedoch ist der Antheil der mechanischen Weberei noch ein ganz geringfügiger, nur sieben, ausserhalb der Stadt befindliche Fabriken, arbeiten für Crefeld und ihr Betrieb ist auch nur neben einer grossen hausindustriellen Unternehmung rentabel, weil die Fabrik den Stock bildet, welcher stets beschäftigt werden muss, während bei Krisen der ganze Ausfall die Hausweber trifft.

Technische Schwierigkeiten stehen in nennenswerthem Masse der mechanischen Weberei nicht im Wege; es sind vielmehr ökonomische Bedenken, welche ihre Ausdehnung aufhalten. Namentlich die Seidensammete und die gemusterten Stoffe werden wohl noch lange Domäne der Hausindustrie bleiben; die ersteren, weil das mechanische Aufschneiden der Decke den Glanz verdirbt, die andern, weil die Vorrichtung der Jacquardmaschine im Verhältniss zur Länge der Kette viel Zeit in Anspruch nimmt und zwar in Crefeld um so mehr Zeit, als daselbst wenig und daher oft Wechselndes in gemusterten Stoffen gearbeitet wird. Die sonstigen Gründe für und wider den Fabrikbetrieb sind nicht durchschlagend. So erklärt man, sei die Kontrolle der Qualität bei mechanischen Stühlen eine leichtere; indess auch der Fabrikarbeiter lässt sich in Glanzzeiten wenig bieten und arbeitet flüchtig, um mehr im Akkord zu verdienen; der Fabrikant ist dann auch nicht kritisch genug; gegenüber dem Handweber vermag in flauen Zeiten die Kontrolle die denkbar schärfste zu sein. Dagegen ist jener Vorzug der Hausindustrie kein sehr bedeutender, dass die Arbeitskraft mehr ausgenützt wird; im Gegentheil wirkt der Weber am Kraftstuhl viel regelmässiger und auch im Akkord; er leistet genügend, zumal wenn er wöchentlich ausgelohnt wird, wodurch der Sporn, am Zahltag möglichst viel zu verdienen, häufiger an ihn herantritt als bei vierzehntägiger Löhnung; einige Baumwollwebereien in Gladbach zahlen aus diesem Grunde alle Freitag.

Nicht unwichtig sind die im geistig-sittlichen Leben der Webermeister wurzelnden Hindernisse des Fabrikbetriebes. Sie, die erst seit dreissig Jahren ihre rechtliche Anerkennung als freie Handwerker gefunden haben, wollen diese Stellung nicht nach der Richtung eines lediglich höheren Arbeitslohnes (welchen die mechanischen Webereien ja zahlen müssen, um überhaupt geübte Arbeiter anzulocken), sondern nach der Richtung des grösseren Handwerksmeisters, des sich aufarbeitenden Unternehmers, der über immer mehr Webstühle und „Eigenthum“ verfügt, verbessern. Daher ihre tiefe Verachtung



aller Fabrikarbeiter, ihr Hass gegen die Fabriken, die Zwingburgen der Handwerksehre, -Freiheit und -Selbständigkeit. Lieber stirbt der Meister auf dem Brette seines Handstuhls, als in jenen Frohnhof zu wandern, und wenn er Mittags den Fabrikarbeiter sein Mahl am Grabenrande einnehmen sieht, das die Frau eine halbe Stunde weit herbeigeholt hat und dem der Mann eine halbe Stunde entgegengegangen ist, oft in Regen, Schnee und Wind, — so gibt es ihm Kraft auf Jahre hinaus, lieber bei kargem Lohne in eigenem Zimmer zu arbeiten, als zu werden, wie jener. Diese zarten Männer, sie wissen es, wie schwer der Kampf gewesen, aus Fabrikarbeitern zu Handwerkern aufzusteigen, und mit unsäglicher Trauer sprechen sie von der jungen Generation, welche für ein Mehrverdienst von ein paar Groschen ihre Freiheit und Selbständigkeit zum Opfer bringt. Gerade für diese älteren Weber, schon kränklich und nicht mehr zu andauernder Arbeit fähig, eignet sich die Hausweberei in eigenem Zimmer vortrefflich. So findet der technische Fortschritt Gegner in den Gehülfen selbst, auf welche er sich stützen sollte, und begegnet mehr Opposition in den Personen als in den Verhältnissen. Allein solche Gefühle, so ehrenwerth sie auch sein mögen, halten den Siegeslauf des Dampfes nicht auf, sie könnten vielleicht zu der traurigen Folge führen, dass der rauchende Schlot statt in Crefeld seinen Standort in der Schweiz oder in England findet. Andere Menschen haben dort andere Gefühle, Dampf und Eisen sind unerbittlich gegen Handwerksehre, -Selbständigkeit und -Freiheit.

#### IV. Die Konjunktur.

Worauf beruhen die periodischen Erschütterungen der Industrie? Auf einem Zusammenwirken der mannigfaltigsten Umstände, welche den Gang der Produktion beeinflussen, auf der Konjunktur.

Bei dem hohen Antheil des theuren Rohstoffs am Waarenpreise ist der Ausfall der Ernte von der höchsten Bedeutung. Krankheiten der Raupen wie 1860, Erfrieren der Maulbeerbäume wie am 14. April 1876 bringen Unheil über ganze Webergenden. Der letztgenannte Frost, welcher sich über ganz Südeuropa erstreckte, hatte anfangs auf die Preise keinen Einfluss; die allgemeine Ueberzeugung der Fabrikanten ging dahin, man habe Seide genug, um den schwachen Bedarf zu decken, der Ausfall möge so gross sein, als er wolle. Da zeigte sich die Missernte in der zweiten Hälfte des Juni zuerst in Spanien, dann in China, in Europa ergab sie nur ein